GEFAHR UND RETTUNG HIRTENSCHREIBEN SEINER EMINENZ DES...

Joseph Othmar Rauscher

Gefahr und Rettung.

Hirtenschreiben

Seiner Eminenz

des

Hochwürdigsten Herrn Kardinales Fürst-Erzbischofes

von Wien.

Zweite Auflage.

Wien, 1866.
Verlag von Carl Sartori,
Buchhändler des heiligen Apostolischen Stuhles,
Stadt Wollzeilstraße 7.
gegenüber dem fürstl. Esterhazy'schen Palais

Joseph Othmar Kardinal Rauscher,

von Gottes und des heiligen Stuhles Gnaden Fürst-Erzbischof von Wien, Großkreuz des St. Stephans-, Prälat und Großkreuz des Leopold-Ordens etc. etc. etc.,

der gesammten ehrwürdigen Geistlichkeit und allen Gläubigen der Erzdiöcese Wien

Heil und Segen vom Herrn!

Wir feiern heute das Fest des hochheiligen Namens, dessen milde Laute die größte That des göttlichen Erbarmens uns verkünden, wir feiern das Fest des Namens der Jungfrau, die den Erlöser uns gebar. Auch in Australien wird es begangen; allein für Wien und Oesterreich hat es eine ganz besondere Bedeutung, denn es ward eingesetzt, um das immerwährende Denkmal eines Sieges zu sein, der Wien und Oesterreich gerettet hat. Leopold der Erste trat in bedrängter Zeit die Regierung an. Der westfälische Friede hatte die kaiserliche Macht fast gänzlich gelähmt; Frankreich aber einigte und entwickelte seine Kräfte immer mehr und Ludwig XIV. beschritt die Bahn der Eroberung mit einem Erfolge, der seinen überlegenen Hilfsmitteln entsprach. Von Osten her drohte die noch immer furchtbare Macht der Türken, Raab war die Gränzfestung gegen ein Reich, das die Länder umfaßte, wo Babylon die alte Welt durch seine Pracht und Ueppigkeit in Staunen setzte, wo einst Ninive's Paläste groß wie Städte sich erhoben. Die Wolken zogen über Oesterreich sich dichter und dichter zusammen. Der zu Nimwegen geschlossene Friede war kein erfreulicher und brachte keine Sicherheit, denn Ludwig XIV. verübte mitten im Frieden die Gewaltthaten, welche man heut' zu Tage Annexionen nennt. Die Pest drang verheerend in die österreichischen Länder ein, in Wien wüthete sie zehn Monate lang und fast die Hälfte der Bevölkerung wurde dahin gerafft. Ein Theil des Bodens blieb unbebaut, der Verkehr war gehemmt und der Mangel gesellte sich zur Seuche. Die Türken boten ihre ganze Macht zu einem entscheidenden Schlage auf, an der Spitze von 250 000 Mann rückte der Großvezier Kara Mustafa heran. Die Rüstungen der Pforte waren der österreichischen Regierung nicht unbekannt geblieben, aber man hielt die Gefahr nicht für so groß als sie wirklich war und noch im letzten Augenblicke schmeichelte man sich mit der Hoffnung, der feindliche Heerführer werde durch die Belage-

rung von Raab und Komorn so lange aufgehalten werden, daß noch Zeit bliebe das sehr schwache Heer zu verstärken und die Hilfstruppen aus Deutschland und Polen an sich zu ziehen. Allein Kara Mustafa ließ Raab und Komorn bei Seite liegen und rückte geradezu auf Wien los. Hier war man vollkommen überrascht. Tausend Mann bildeten die ganze innerhalb den Mauern befindliche Kriegsmacht, nicht einmal die Palisaden waren eingeschlagen und kaum hatte der Herzog von Lothringen alles Fußvolk, welches ihm nach Besetzung der Gränzfestungen noch verblieb, in die des Aeußersten harrende Stadt geworfen, als die türkischen Roßschweife sich zeigten. Die schon sehr bedeutenden Vorstädte mußten, da sie unbefestigt waren, preisgegeben werden, man zündete sie an, als die Tartaren bereits heransprengten; der Wind trug die Flamme in die innere Stadt. Die Feuersbrunst näherte sich dem Zeughause, wo ungeheuere Vorräthe an Schießbedarf aufgehäuft waren; schon begann sie es zu ergreifen. Im nächsten Augenblicke konnten die nahen Festungswerke bis zu den Grundfesten hinab umgestürzt und ein großer Theil der Stadt in rauchenden Schutt verwandelt sein. Dem Brande wurde gewehrt, aber die ganze Macht der Türken umschloß nun Wien mit einem Gürtel von Eisen und Feuer. Zahlreiche Streifschaaren trugen weithin Verderben, Tod und Beraubung. Emerich Tököly huldigte dem Sultane als seinem Oberherrn und ließ sich zum Könige von Ungarn ausrufen. Seine Anhänger stritten an der Seite der Ungläubigen.

Und dennoch hat der Herr der Heerschaaren Sieg und Heil verliehen. Diese Tage der äußersten Noth, welche des Unterganges Vorabend zu sein schienen, waren ein lichter Wendepunkt in den Geschicken von Habsburg und Oesterreich. Vergebens zertrümmerten die Türken, deren Annäherung durch die Trümmer der Vorstädte erleichtert wurde, durch Geschütz und Minen die starken Mauern, vergebens stürmten sie ohne Unterlaß, meistens täglich zweimal. Unterstützt von der Bürgerschaft trieb die Besatzung sie unzählige Male zurück und verkauften jeden Fußbreit der gesunkenen Bollwerke um hohen Preis. Die Trümmer des Raveins der Löwelbastei trotzten zwanzig Tage lang der ganzen Macht und Wuth der Feinde, die man mit Säbeln und eisernen Ruthen vorwärts trieb und wurde endlich nicht erstürmt, sondern geräumt. Als zuletzt der Heldenmuth der Uebermacht zu unterliegen schien, und man sich schon fertig machte, die Gassen Schritt für Schritt zu vertheidigen, da verkündeten Feuerzeichen, daß die Hilfe nahe sei.

Der Herzog von Lothringen hatte den Verräther Tököly gedemüthigt und den türkischen Heerhaufen, welcher das Land jenseits der Donau angriff, bei Stammersdorf besiegt. Aus Polen kamen, den König an der Spitze, ansehnliche Streitkräfte, noch größere aus Sachsen, Baiern und dem fränkischen Kreise. Nun war es möglich, den Großvezier im offenen Felde zu bestehen. Am Sonntage in der Octave der Geburt unserer lieben Frau (er fiel im Jahre 1683 auf den 12. September) machte das christliche Heer sich zum Kampfe

fertig. Frühmorgens wurde die heilige Messe gefeiert. Johann Sobiesky diente dabei. Er selbst, der Herzog von Lothringen, der Churfürst von Baiern und viele Andere empfingen andächtig den Leib des Herrn. Hierauf wurde Anführern und Kriegern die Lossprechung von allen Sünden ertheilt, wenn sie ihre Schuld aufrichtig bereuen und um Gottes willen ihr Leben für die Pflicht einsetzen würden. Dann erhob sich tausendstimmig der Feldruf: Maria, reine Jungfrau! Und von Mund zu Mund getragen scholl es an den Abhängen des Kahlenberges hin: Maria, reine Jungfrau! Die Geschütze donnerten, das Gefecht begann und bevor die Sonne hinter die Berge sank, beleuchtete sie noch die ordnungslose Flucht der Osmanen. Man verfolgte sie, man schritt zum Angriffe, in einer Reihe ruhmvoller Feldzüge drängte das österreichische Heer die Kämpfer des Islams über die Save und pflanzte seine Fahnen auf Belgrads Mauern auf. Zwar nöthigte Ludwig XIV. den Kaiser, den größten Theil seiner Streitkräfte gegen Westen zu wenden, dennoch wurden über den gemeinsamen Feind der Christen neue Siege erfochten und der Friede von Karlowitz befreite Ungarn und Siebenbürgen von dem türkischen Joche.

Es liegt zwar sehr nahe, daß am Feste des heiligsten Namens Maria jeder Oesterreicher an den Tag der Rettung denke, um dessen willen er eingesetzt ist; allein wir haben einen ganz besonderen Grund, die Wohlthaten, durch welche Gott Oesterreich in den Zeiten der Vergangenheit aufrechthielt, dankbar zu beherzigen: denn wenn wir dies aus voller Seele thun, so werden wir die Freiheit des Blickes und die muthige Hoffnung gewinnen, welcher es gegenwärtig mehr als jemals bedarf. Der Friede ist wiedergekehrt. Er ist so wie die Sachlage es mit sich brachte, nicht so wie wir es wünschen. Was soll also geschehen? Sollen wir das Unglück des Vaterlandes uns so gut es gehen will aus dem Sinne schlagen? Das wäre unverzeihlicher Leichtsinn. Oder sollen wir jammern und klagen? Bei Ereignissen, wie wir sie erlebt haben, ist es menschlich, daß das Gefühl des Schmerzes nicht verschlossen bleibt in den Tiefen der Seele, sondern durch Worte sich kundgibt. Aber das ist ein Zoll, welchen man der Macht des ersten Eindruckes darbringt; dabei sich lange aufzuhalten, ist ein Verlust an Zeit und Kraft. Was sollen wir also? Wir sollen Jeder an seinem Orte handeln. Es gibt Worte, die Thaten sind, mit Worten, die es nicht sind, ist wenig gewonnen.

Die menschlichen Geschicke sind aus Licht und Finsterniß gewoben, neben der Hoffnung stehet die Furcht, mit dem Glücke wechselt das Unglück. Allein so wie nicht ohne Gottes Willen die Sonne scheint, die der Erde Gaben zur Reife bringt, und der Hagel fällt, der die Blüthen knickt, so begegnet nichts von Allem, was man Glück oder Unglück nennt, uns ohne Gottes Willen. Nicht Alles, was geschieht, geschieht weil Gott will und so wie er es will. Der Mensch ist frei. Das wird sehr gerne gehört und oft wiederholt. Die Sache hat aber ihre Kehrseite. Die Verantwortlichkeit des Menschen reicht genau so

weit als seine Freiheit. Wenn es kein Wirken gäbe, bei welchem der Mensch nicht mit vollem Rechte sagen könnte: ich that wie ich mußte, so gäbe es für ihn keine Verantwortlichkeit, aber auch kein Verhältniß, das man Freiheit nennen könnte, in Fragen des Staatslebens eben so wenig als in anderen. Unterdrücker und Unterdrückter stünden einander wie Wolf und Schaf oder wie Tiger und Hyäne gegenüber, das wäre der ganze Rechnungsabschluß der Weltgeschichte. Aber wiewohl der Herr die Abirrung des Herzens zuläßt, weil er dem Menschen die Macht verlieh, sein höchstes Gut sich selbst zu wählen, so waltet er doch über den Wirkungen, durch welche die Sünde den Bereich der menschlichen Selbstbestimmung überschreitet. Viele Meuchelmörder haben schon List und Kühnheit vergebens aufgeboten, ihr Anschlag mißglückte. In gleicher Weise könnte der Allmächtige allen äußeren Folgen der bösen Gesinnung Einhalt gebieten. Welchen Antheil also an Ereignissen, die wir beklagen, der menschliche Wille auch haben möge, wir können und sollen sagen: Herr, Dein Wille geschehe!

„Sieh, ich bin eine Dienerin des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte", so sprach die heilige Jungfrau, als der Erzengel ihr die Botschaft brachte, um derer willen wir den Namen Maria feiern, und derer, die es aussprach, würdig war das Wort. Wenn das Verlangen, daß Gottes Wille geschehe, uns vollkommen beherrscht, so ist der Gnade, ohne die wir nichts vermögen, die Pforte aufgethan, und wir sind was Gott will, daß wir seien, wir haben also das Höchste geleistet, dessen das Geschöpf fähig ist. Allein wo dies heilige Verlangen waltet, dort ist unthätiges Hinstarren eben so wenig als Murren und Mißtrauen zu finden. Weil sich der Mensch für oder gegen seine Pflicht entscheiden kann und nicht das Recht hat, sich dabei auf jemand Anderen auszureden, so ist er berufen, bei den Entwickelungen, durch welche die Geschichte der Menschheit sich vollzieht, Gottes Mitarbeiter zu sein. Der Herr will, daß wir als getreue Diener zur Erfüllung seines Willens mitwirken. Verschmähen wir es, mit und für ihn zu wirken, so werden die göttlichen Rathschlüsse demungeachtet vollzogen, aber durch andere Vermittelungen, als wenn wir uns getreu und lenksam erwiesen hätten. Dadurch sind uns die Pflichten vorgezeichnet, die wir in dieser ernsten Zeit gegen Gott und das Vaterland zu erfüllen haben.

Will ein Feldherr das Recht haben auf den Sieg zu hoffen, so muß er den Boden, wo er die Schlacht liefert, genau kennen, so muß er die Wirksamkeit jeder ihm zu Gebote stehenden Waffe richtig berechnen und darf hierüber sich keinen Täuschungen hingeben. Dieß Alles thut zwar um so dringender Noth, je mehr sich der Antheil steigert, den fernhin treffende Geschosse an der Entscheidung nehmen, aber auch als der Römer den schweren Wurfspieß schleuderte und der Ritter in Eisen gehüllt einhersprengte, war es keineswegs überflüssig, dieß beweisen die Schlachtfelder der Vergangenheit. Der heilige Paulus ermahnt

die Gläubigen sich als tapfere Krieger Jesu Christi zu erweisen und wie im Kampfe mit irdischen Waffen ist hiezu Muth und Standhaftigkeit unentbehrlich, aber nicht ausreichend, es muß die richtig wägende Einsicht hinzukommen. Wir müssen unsere irdische Lebensaufgabe, die Verhältnisse, unter welchen wir sie zu erfüllen haben, und die Hilfsmittel, über die wir dabei verfügen, so auffassen wie sie in Wahrheit sind und dürfen uns darüber keinen Täuschungen hingeben. Genau diese Regel gilt für die Erfüllung der Pflichten gegen das Vaterland. Dem Christen ist des Vaterlandes Macht und Größe nicht das Höchste, und daß sie durch ein glückliches Erkühnen rechtloser Gewalt vermehrt werde, kann er weder wünschen noch gutheißen. Allein deshalb ist die Würde und Wohlfahrt des Reiches, dem er durch Gottesfügung angehört, ihm nichts weniger als gleichgiltig, und indem er sie durch gottgefällige Mittel fördert, erfüllt er eine Pflicht wahrer Menschenliebe gegen Alle, welche im selben Staate mit ihm vereinigt sind. Doch mit dem Willen, seinen Mitbürgern nützlich zu sein, ist noch nicht Alles gethan; man muß die Tragweite der Maßnahmen, für die man in engerem oder weiterem Kreise einsteht, richtig zu beurtheilen, man muß das, was Heil und was Unheil bringt, zu unterscheiden wissen.

Es ist lange her, daß es Männer gibt, die über den Staat und die Bedingungen seines Gedeihens nachdenken, und bis vor etwa hundert Jahren waren alle diese Männer darüber einig, daß Ueppigkeit und Schwelgerei, Versunkenheit und sinnliche Lüste und Abstumpfung der sittlichen Scheu dem Staate Unheil bringe, und werde nicht noch zur rechten Zeit gewehrt, die Wolke sei, die donnerschwanger vor dem Sturze der Reiche einherzieht. Nun wird ganz im Gegentheile behauptet, die Begierde nach Genuß und den Mitteln desselben sei der kräftigste Hebel um die dem Staate nützlichen Thätigkeiten in Bewegung zu setzen und die Völker reich, mächtig und glücklich zu machen; die Staatsklugheit wie die Achtung vor der menschlichen Freiheit gebiete also den Staatsbürgern für solche Bestrebungen den weitesten Spielraum zu gewähren und Alles, was sie dabei stören könnte, zu beseitigen. Ohne Zweifel ist die Einfachheit, womit man sich nährt und bekleidet, kein Maßstab für die Vollkommenheit des Staates, sonst müßte man sein Urbild bei den Negern des inneren Africa suchen. Das Entscheidende liegt ganz wo anders. Was für die Körperwelt Licht und Wärme ist, das ist für den Geist Erkenntniß und Pflichtgefühl. Jeder Fortschritt in der Erkenntniß ist erfreulich, was aber unwahr ist, das ist keine Kenntniß sondern ein Wahn. Je mehr der Mensch den Zusammenhang des Räumlichen durchblicken und die Wirkungen desselben berechnen lernt, desto eingreifender vermag er die Sinnenwelt seinen Zwecken dienstbar zu machen. Wenn die Strohhütte zu einem Hause von Ziegeln wird, reinliche Dielen sich über den schmutzigen Lehmboden legen und die Sonne heiter durch das Glasfenster hereinblickt, so ist dieß nicht nur ein Beweis, daß

für Gesundheit und Bequemlichkeit besser gesorgt ist, sondern auch daß die Kenntnisse vorgeschritten sind. Und wenn Dome, Königsburgen, Paläste emporsteigen, deren gewaltige Massen durch den Ausdruck des Schönen beherrscht sind, so beweist dies nicht nur das Vorhandensein von Kenntnissen, sondern auch die Macht eines schaffenden Gedankens und das Obwalten höherer Bedürfnisse; denn zwischen „es schmeckt mir" und „es gefällt mir" ist eine große Kluft, es ist die Kluft, welche den Menschen von dem Thiere trennt, und dieß ist der Grund, warum großartige Bauten so wirksam sind um das Selbstgefühl eines Volkes zu heben und bei Nahen und Fernen ihm Achtung zu erwerben. Die Natur der menschlichen Dinge bringt es mit sich daß die Kenntniß der Sinnenwelt und die Fertigkeiten, welche die Ausbeutung derselben abkürzen, auch für die Behelfe des Genusses verwendet werden, daß die Vervielfältigung derselben für Erwerb und Verkehr große Wichtigkeit erlangt und eben deswegen mit steigendem Eifer getrieben wird. Allein nicht deswegen ist das alte Rom groß geworden, weil der Römer von einem Brei aus Spelt oder Gerste lebte und ein Stück groben Wollenzeuges seine ganze Kleidung ausmachte, sondern deßhalb weil er Etwas hatte, das ihm höher stand als der Genuß des Augenblickes, weil, obgleich Wahn und Aberglauben ihm die Ahnung Gottes umwölkte, dennoch die Scheu vor dem Ueberirdischen und das Pflichtgefühl gegen das Vaterland ihn mächtig beherrschte und die Abhärtung, zu der sein rauhes, arbeitsames Leben ihn einschulte, durch Gehorsam und Todesverachtung den Feinden furchtbar wurde. Dem Wilden kann halbrohes Fleisch einen eben so lebhaften Genuß verschaffen als dem europäischen Feinschmecker ein schwelgerisches Mahl, aber nicht die Geschmacksempfindung sondern der Werth, den man darauf legt, ist das Maßgebende. Dasselbe gilt auch von dem Gewande, womit man sich bedeckt, der Neger kann auf die Farben, die er seinem Leibe eingeätzt hat, sich eben so viel und mehr einbilden als eine gefallsüchtige Frau auf das zierlichste, kostspieligste Seidenkleid. Dasselbe gilt von allen Erzeugnissen, welche die Betriebsamkeit dem Glanze, der Bequemlichkeit und der Verfeinerung des Lebens widmet, sie lähmen und entwürdigen den Geist nur dann, wenn sie als Gegenstand seines Verlangens einen ungehörigen Platz einnehmen.

Ohne Licht verkümmern und verbleichen die Pflanzen, ohne Wärme ersterben sie. Die Kenntniß ist dem Geiste Licht, in so weit sie wirklich Kenntniß und somit von aller Beimischung des Unwahren frei ist, aber sie genügt ihm nicht, er bedarf auch der belebenden Wärme des Pflichtgefühles. Gott sieht das Herz, der Mensch sieht es nicht. Auf der Wage des ewigen Richters wird Alles, was nicht auf ihn als den letzten Zweck gerichtet ist, zu leicht befunden. Der Mensch achtet jede Thätigkeit, welche Zwecken, die des Strebens würdig sind, als Mittel dient, die Absicht hinab zu verfolgen bis zu der bewegenden Selbstbestimmung des Herzens überläßt er dem höchsten Herrn, und wenn die Lenker

des Staates die menschlichen Thätigkeiten in diesem Sinne beurtheilen, so thun sie nichts als was ihre Sendung ihnen gebietet. Allein Gott verlangt Selbstbeherrschung und auch der Staat muß sie verlangen. In irgend einem Grade macht sie sich geltend so oft ein Antrieb des Augenblickes der Rücksicht auf die Zukunft untergeordnet wird. Wenige Felder würden bestellt werden, wenn der Landmann von der Arbeit abließe sobald er Ermüdung empfände oder Hitze, Regen, Frost ihm beschwerlich fiele. Aber mit so viel Selbstbeherrschung als jeder nicht eben Blödsinnige hat, kann der Staat sich eben so wenig zufrieden stellen als Gott. Der feste Grund, auf welchem der Wohlstand der Völker ruht, ist die Bodenpflege. Ausdauernder Fleiß kann Länder von mittlerer Fruchtbarkeit in einen Garten verwandeln. Doch zu der unverdrossenen, nimmer müden Thätigkeit, welche jedes auch noch so kleine Stück Landes ausbeutet, kann die Hoffnung reich zu werden nicht anspornen. Ein Einzelner mag sich in Träume wiegen, im Großen und Ganzen weiß der kleine Landwirth sehr wohl, daß er, abgesehen von unberechenbaren Zwischenfällen, es zu Reichthum nicht bringen werde. Die Aussicht auf ein ehrliches Auskommen für sich und die Seinigen muß also über ihn Macht genug üben, um nicht nur Unmäßigkeit und Trägheit ferne zu halten, sondern auch dem Aufwande für das Ueberflüssige strenge Gränzen zu ziehen, sie muß ihn bestimmen können nach einer reichen Ernte oder Weinlese sich einen Sparpfennig zurückzulegen statt zu trinken und zu spielen, der Gattin und der Tochter einige Flitter anzukaufen und dem Sohne die Kosten des Tanzbodens zu bezahlen bis von dem Segen Gottes nichts mehr übrig ist. Doch was man dem Boden abgewinnt, muß, wenn man nicht dem Auslande zinsbar bleiben will, vielfach umgestaltet und für Zwecke, denen es vollkommen fremd schien, verfügbar gemacht werden. Diese Leistung fällt mehr und mehr Arbeitern anheim, die im Dienste des großen Kapitales stehen. Je mehr die Maschine regiert, desto tiefer sinkt der Anspruch an die Geistesthätigkeit des Arbeiters, aber die Menschenliebe wünscht, daß diese täglich wachsende Menge nicht verkümmere sondern in Zufriedenheit und verhältnißmäßigem Wohlstande lebe, und wie sehr die bürgerliche Ordnung bei der Erfüllung dieses Wunsches betheiligt sei, kann dem Staatsmanne nicht verborgen bleiben. Es liegt aber am Tage, daß Zufriedenheit und Sicherstellung des Nothwendigen für den Arbeiter nur durch freiwillige Beschränkung seiner Hoffnungen und Genüsse möglich sei. Nur Träumer können dieß im Ernste läugnen.

Aber wie oft sind Unternehmungen, die für den allgemeinen Wohlstand von Bedeutung waren, durch die Hoffnung reich zu werden schon angeregt worden! Das ist ganz richtig, allein nicht ohne lange und eingreifende Selbstbeherrschung sind sie gelungen. „O Eitelkeit über Eitelkeit und eitel ist Alles, was unter der Sonne ist!“ So tönt es aus sehr alter Zeit uns entgegen. Die irdischen Güter können die Seele mit großer Gewalt ergreifen, in zauberhaftem Glanze winken sie, es ist dem Menschen als böten sie eine Befriedigung, gegen

welche nichts in die Wage zu legen sei, doch nur so lange man sie nicht erlangt hat, denn die Verheißung, welche die fröhlich leuchtende Hoffnung gab, wird durch den Besitz nicht erfüllt. Aber so groß und mächtig ist das allein wahre Gut, daß sogar sein täuschender Wiederschein die Welt zu bewegen hinreicht. Männer, die von dem Gedanken reich und geehrt zu werden getragen wurden, die aber dem lockend sie ansblickenden Ziele ohne Mühe zu scheuen und die Beschwerden zu zählen nachjagten und schon in diesem Ringen und Wagen eine Befriedigung fanden, haben zur Förderung von Betriebsamkeit und Handel unstreitig sehr viel beigetragen; aber mit Männern dieser Art darf man nicht die Leute vergleichen, welche nur Geld gewinnen wollen um es sogleich an Tand und Sinnengenuß zu vergeuden. Diese lockt kein glänzendes Lustbild, sondern nur die gemeinste Begierde, und deswegen sind sie keine Beförderer, sondern nur der Hemmschuh des Vorschrittes von Handel und Betriebsamkeit. Man borgt für ein übel berechnetes Unternehmen zehn, zwanzig und mehr tausend Gulden, lebt in Saus und Braus und sagt dann das Vergleichsverfahren an, um so bald als möglich dasselde Spiel zu wiederholen.

Eng ist das Herz, dessen Götze das Geld ist; aber das Geld zu verachten kann man den Menschen nur in so weit verpflichten als er die Dinge und Leistungen, die man für Geld sich verschaffen kann zu verachten schuldig ist. Deswegen ist die Steuerfrage jene, welche die Gemüther in dem weitesten Kreise anregt, und ob die geheischten Summen unmittelbar an die Staatsgewalt oder an das Land und die Gemeinde zu bezahlen seien, macht keinen Unterschied. Für die Blume ist es nicht genug, daß das Wasser, dessen sie bedarf, aus der Gießkanne strömme, es muß auch in das Blumenbeet fließen. So geht es auch mit den Beträgen, welche die Gesellschaft für die Besorgung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten zollt. Wenn man nun den Menschen einprägt, daß der erhöhte Sinnengenuß und die Befriedigung der armseligen Eitelkeit, welche mit farbigem Papier an den Wänden, mit seidenen Ueberzügen der Stühle, mit Verbeugungen und Titeln zu schaffen hat, das wahre, vernunftmäßige Ziel des menschlichen Strebens sei, wie kann man von den Beauftragten des Staates und der Gemeinde verlangen, daß sie nicht nur nicht geradezu stehlen, sondern auch für sich und Andere gewisse Vortheile verschmähen, welche die Kosten zum Schaden der Steuerpflichtigen erhöhen, wiewol eine gerichtliche Untersuchung sich darüber nicht einleiten läßt? Wie will man ihnen zumuthen, die für die gemeinsamen Bedürfnisse dargebrachten Summen mit der unermüdlichen Sorgfalt und der weisen Sparsamkeit zu verwalten, womit ein verständiger Hausvater sein eigenes Hab und Gut verwendet? Doch wie viel Größeres ließe sich mit beträchtlich geringeren Summen bewirken, wenn man allen Beauftragten des Staates und der Gemeinden diesen Geist edler Vaterlandsliebe und zarter Gewissenhaftigkeit einflößen könnte!

Aber auf dem Boden der Weltauffassung, welche die Freiheit der Begierde verkündet, wär' es thöricht eine solche Gesinnung von ihnen zu erwarten und ungerecht sie zu fordern. Die meisten Beamten haben auf eine glänzende und hochbezahlte Stelle keine Aussicht und viele kommen in häufige Berührung mit Leuten, welchen die vorgeschrittenen Mittel des Genusses und der Bequemlichkeit in vollem Maße zu Gebote stehen. Dazu nun daß sie nicht nur vor Rüge und Strafe sich hüten, sondern auch aus voller Seele für ihr Amt leben und jede Gelegenheit ergreifen, um ihren Mitbürgern nützlich zu werden, gehört freithätige Beschränkung der Wünsche und Ziele, gehört Selbstbeherrschung und das worauf sie als auf ihrem Grunde ruht. Nicht selten gehört auch Muth dazu, zunächst in Dingen, welche die Gebahrung mit dem Staatsvermögen betreffen, aber nicht in diesen allein. „Ich mag mich nicht scheren, ich mag ihm nicht schaden". Das sind ganz harmlos klingende Worte, allein sie kosten den Steuerpflichtigen viel Geld und lähmen oder verzögern viel Gutes und Heilsames. Doch ein Muth der Pflichterfüllung, der Tag für Tag ohne Lob und Vortheil, ja mit Aussicht auf Unannehmlichkeiten seine Spannkraft behält, ist gleichfalls eine Pflanze, welche ohne Anhauch von oben nicht gedeiht.

Man hat über die Schmeichler der Fürsten viel Böses gesagt und nicht mit Unrecht, die Wahrheit Dem verhüllen, der ihrer bedarf um für Millionen segenreich zu wirken, heißt wider den Fürsten und das Volk sündigen, und geschieht es um für sich selbst Vortheile zu erschleichen, so ist es Einer der schändlichsten Auswüchse des Eigennutzes. Aber auch das Volk findet Schmeichler sobald dabei etwas zu gewinnen ist und sie verdienen kein milderes Urtheil als die der Fürsten. Ein Mensch, an welchem sich keine hervorstechende Untugend bemerklich macht, ist darum nicht schon der beste, auch ein Volk ist es nicht. Man muß die guten Eigenschaften gleichfalls in Anrechnung bringen. Aber jeder Mensch soll ernstlich daran gehen, was an ihm Uebles ist, zu bessern, was an ihm Gutes ist, zu mehren und auch jedes Volk soll es. Die Wiener haben sich schon in alter Zeit durch ihren Hang zum Vergnügen bemerklich gemacht und die furchtbarsten Bedrängnisse trübten nur für eine kurze Weile ihren frohen Sinn. Fünfzehn Jahre nachdem Oesterreich binnen vier Jahren zum zweiten Male von Soliman war verwüstet worden, sprach ein fahrender Sänger von Wien.

„Hier sind viel Singer, Saitenspiel,
Allerlei Gesellschaft, Freuden viel;
Mehr Musikos und Instrument'
Findt man gewiß an keinem End."

David, der größte von Israels Königen, der Stammvater des Heilandes, der Prophet, dessen Auge Gott aufschloß, war ein Mann des Liedes. Als er hervortrat um Goliaths Herausforderung anzunehmen, wußte man von ihm nichts als daß er ein trefflicher Harfenspieler sei, dennoch besiegte er den Riesen, vor

welchem der kriegerische Saul und seine tapfersten Kämpfer zitterten. Der Gesang, welcher Lob, Dank und Anbetung wie auf Adlersfittigen hinauf zum Himmel trägt, kann auch für das, was dem zeitlichen Leben frommt, den Geist heben und stärken, und die Völker haben Entwicklungsstufen, auf welchen ein großer Dichter für ihren Aufschwung mehr vermag als der gewaltigste Kriegsheld. Allein die redende Kunst verliert Werth und Weihe, wenn sie den Lüsten schmeichelt, und verläugnet die Lüfte, die sie athmet, wenn sie bei Parteien, welchen das Greifbare das Höchste ist, in Dienste tritt. Ihre eigentliche Wirksamkeit ist aber gelähmt und ihre Entartung angebahnt, sobald sie zum bloßen Zeitvertreibe wird. Das Vergnügen muß wie der Zucker behandelt, es darf nicht verschwendet, sondern muß zwischen den Ernst des Lebens mit weiser Sparsamkeit vertheilt werden, sonst entadelt und entkräftet es den Geist und verliert überdieß die Macht den Funken der Freude aus dem Herzen hervorzulocken. Wie der abgestumpfte Schlemmer nach neuen Reizmitteln sucht und Alles, was dem schlaff gewordenen Gaumen eine Empfindung abzwingt, willkommen heißt, ohne um seine Gesundheit sich viel zu kümmern, so geht es auch mit dem Vergnügen, das man im Schauspielhause und im Ballsaale sucht. Jene, die von den Unterhaltungen Anderer leben, raffen Alles zusammen um Neues zu bieten und rufen die schändlichsten Lüste zu Hilfe, um den trägen Sumpf des verkommenen Herzens in Bewegung zu setzen. Die Vergnügungen werden immer kostspieliger, sie werden immer schmutziger und immer mehr entweicht die lichte Freude; krankhafte Ueberreizung und wüster Taumel nimmt ihre Stelle ein.

Nicht Alles, was man Glück zu nennen pflegt, bewährt jenseits der Gräber sich als ächte Münze. Aber auch für unsere irdischen Hoffnungen und Entwürfe ist das Unglück nicht selten gleich einem Gewittersturme, welcher zwar empfindlichen Schaden anrichtet, doch die Lüfte reinigt und den Boden befruchtet. Mit Recht trauern wir über die Unfälle, welche durch Gottes Zulassung Oesterreich getroffen haben, allein je beklagenswerther die Ereignisse sind, die an uns vorübergingen, desto eindringlicher ist der Mahnruf, den sie an alle Freunde des Vaterlandes erlassen. Durch jede Veränderung, welche in den Oesterreich umringenden Ländern vorgeht, wird die Einigung der Kräfte straffer gemacht und die Entwürfe des Ehrgeizes, die der Erfolg ermuthigt hat, haben ihren Bogen noch nicht abgespannt. Zerfahrenheit der Zustände und Zersplitterung der Kräfte wäre nun nicht mehr blos Gefahr, sie wäre Untergang; aber Muth, Ernst der Gesinnung und richtige Würdigung dessen, was Noth thut, kann die Tage des Unglückes zu dem Ausgangspunkte eines höheren Aufschwunges machen.

Unwürdiges und Sündhaftes wird es immer geben, Leute, die für den Genuß des Augenblickes leben und alles Andere an den zweiten Platz setzen, werden niemals fehlen. Wo man aber auf Gottes Segen und eine glückliche Zukunft hoffen will, dort muß das Schlechte als schlecht und das Verwerfliche als

verwerflich anerkannt werden. Diesen wichtigen Dienst leistet der Gesellschaft die öffentliche Sitte so lange sie noch lebenskräftig ist. Ohne Abscheu vor dem Bösen gibt es keine Liebe zu dem Guten. Pflicht und Klugheit gebieten der Regierung den Regierten hiebei mit ihrem Beispiele voranzugehen und die Hochachtung vor dem Hohen und Reinen unzweideutig darzulegen, doch kann sie nach Umständen es mit Recht für nothwendig halten, manche schlimme Frucht sich selbst zu überlassen, schon darum, weil sie sich hüten muß nicht etwa mit dem Unkraute auch den Weizen auszujäten. Aber die Macht der öffentlichen Sitte, ohne welche die bestgemeinten Verordnungen ohnmächtig sind, reicht auch dorthin, wo die Staatsgewalt nichts vermag oder nichts zu vermögen glaubt. Die Unsittlichkeit muß sicher sein, wenn sie unverhüllt hervorzutreten wagt, mit Verachtung empfangen zu werden. Dadurch wird sie genöthigt sich in dunkle Winkel zu verstecken, und daß sich das Laster des Lichtes unwürdig bekennen muß ist ein Sieg der Tugend, ist eine ihrem Rechte bezeigte Huldigung. Freche Schamlosigkeit und Verhöhnung des Heiligen bei Lustbarkeiten, zu welchen alle Welt durch Anschlagzettel eingeladen wird und die Ausbeutung aller schmählichen Lüste durch die Schauspielhäuser ist eine der Gesellschaft zugefügte Beschimpfung: denn es wird dabei durch die That behauptet, den Kreisen, von welchen aus man auf Zuspruch hofft, sei das Schamgefühl abhanden gekommen. Man lasse solche Speculanten fühlen, daß sie geirrt haben, man beflecke sich nicht durch die Theilnahme an derlei Ergötzungen und wecke auch bei Anderen das schlummernde Zartgefühl durch den entschlossenen Ausdruck der eigenen Gesinnung. Niemand lasse sich durch die Berufung auf das Ausland einschüchtern, schon darum nicht weil man dadurch der Ehre Oesterreichs zu nahe träte. Es gibt ein Selbstgefühl, das von der Selbstüberschätzung des Prahlers und des Barbaren gleich weit entfernt ist und nur Völkern gebricht, die den Anspruch auf eine Zukunft verloren haben. Es finden sich gar manche Länder, von welchen wir noch lernen können. Das Gute wollen wir nachahmen und uns aneignen, wo immer es keimt und blüht; das Schlechte wollen wir dort lassen, wo es heimisch ist. Wer aber bei allen Völkern nur das Schlimme aufsuchen und daheim zur Nachahmung empfehlen würde, der wäre die Schande und der Feind seines Vaterlandes.

Damit die Hochschätzung der Kraft, die den Begierden gebietet, die Achtung vor dem Guten und Edlen, die Scheu vor dem Unwürdigen und Schmutzigen im öffentlichen Leben die Macht gewinne, die ihr gebührt, muß sie dem heranreifenden Geschlechte durch Wort und Beispiel eingeflößt werden; sonst wäre an keine Erhebung zu denken, vielmehr stünde Sinken, Sinken mit beschleunigter Schnelligkeit uns in Aussicht. Unter allen Freveln, die das verworrene Jahr 1848 verüben sah, war keiner größer und keiner so häßlich als der Mißbrauch, den man mit der Unerfahrenheit der Jugend planmäßig trieb. Sie sollte regieren statt zu lernen, weil man wußte, daß sie die hochtönenden

Worte nicht auf ihre wahre Geltung zurückzuführen und die Tragweite der Bestrebungen, für die man sie nützte, nicht zu überblicken vermöge. Dinge wie damals vorgingen, pflegen sich nicht zu wiederholen; aber noch immer schämt man sich nicht im Namen des Fortschrittes zu fordern, daß der Unterricht zum Verderben der Jugend und deshalb des Staates, der Gemeinde und der Familie mißbraucht werde. Die Meisten, welche dazu einstimmen, wissen freilich nicht, was sie thun. Die Kinderseele ist etwas Ehrwürdiges und Heiliges. Fleckenlos ist das Gewand der Unschuld, das sie in der Taufe empfing und die Engel lächeln auf die Gespielin nieder. Aber noch schlummert sie. Die Anregungen, durch welche sie im Laufe der Jahre zum Selbstbewußtsein erweckt wird, sind anfangs schwach und flüchtig wie der Klang einer Harfe, über welche die Lüfte hinstreichen. Die Ankündigung des Gesetzes der Geisterwelt wird nach und nach kräftiger, doch auch die Begierde meldet sich. Es beginnt der geheimnißvolle Kampf, von dessen Ausgange des Menschen endgiltige Geschicke abhängen. Nicht selten wird eine Entscheidung, welche für das Leben nachwirkt, schon sehr früh vorbereitet. Wer, der sich einen Christen nennt, darf es für etwas Gleichgiltiges halten, den Keim des Bösen in die noch unbefleckte Seele zu senken? Die nächste heiligste Pflicht liegt den Aeltern ob, und nicht nur Gott sondern auch der menschlichen Gesellschaft sind sie für die Erfüllung derselben verantwortlich. Es gibt keinen Einfluß, sei es zum Guten oder zum Bösen, der den Menschen unwiderstehlich mit sich fortrisse, doch meistens empfängt der Staat den Menschen so wie die Familie ihn gemacht hat. Aber der Lehrer theilt diese Verantwortlichkeit und zwar um so mehr, je zarter das Alter der ihm Anvertrauten und je empfänglicher daher ihr Gemüth für die noch neuen Eindrücke der sich ihnen erschließenden Welt ist. Gewiß muß der Lehrer die nöthigen Kenntnisse besitzen; er würde ja sonst den Namen, den er führt, nicht verdienen. Allein Ehrfurcht vor der Religion, Reinheit des Wandels und Ernst der Gesinnung ist für ihn nicht nur eine Pflicht des Menschen sondern auch eine Pflicht des Berufes, dem er sich gewidmet hat, und welchem er ohne sie nicht gerecht zu werden vermag. Der Schule ist eine schwere, ist manchmal eine unlösbare Aufgabe gestellt, wenn das Aelternhaus mit ihr nicht Hand in Hand geht oder sogar ihr entgegenwirkt. Aber es ist leichter den Stein abwärts als aufwärts zu rollen und wäre die Schule das, wozu jene Partei, die in Belgien unverlarvt hervortritt, sie machen will, so könnte sie allerdings zerstören was Vatersorge und Muttertreue gepflanzt hat. Allein dadurch wäre am Staate wie an der Familie ein Frevel verübt, und wollte man vollends die Aeltern zwingen, ihre Kinder in solche Schulen zu schicken, so hätte die Tyrannei, welche die Seelen knechten will, ihr Schlimmstes gethan.

Die Wissenschaft ist ein Ganzes von Kenntnissen, die man auf ihren Grund zurückgeführt und dadurch als wahrhaft nachgewiesen hat. Die Wissenschaft ist also von hohem Werthe, natürlich nur in so weit als sie leistet, was

sie verspricht. Ihre Wichtigkeit wächst nach allen Seiten hin; denn umfassende Kenntnisse sich anzueignen wird für alle Aufgaben des Lebens fast mit jedem Jahre nothwendiger, sogar im Getümmel der Schlacht darf die Tapferkeit den Siegeskranz nicht mehr hoffen, wenn sie die Errungenschaft des ruhig sinnenden Geistes nicht zur Gehilfin hat. Weil aber die Wissenschaft das was sie sein soll dadurch ist, daß sie nicht nur behauptet, sondern für die Behauptung auch hinreichende Gründe gibt, so ist Gründlichkeit das Siegel der Wissenschaftlichkeit. Zur Gründlichkeit des Wissens gelangt man nicht ohne Geduld und ausharrende Anstrengung. Sie auf sich zu nehmen muß sich entschließen, Wer ein Jünger der Wissenschaft heißen will. Es fragt sich also nicht darum, wie viele Schüler bei einem ausgezeichneten Lehrer eingeschrieben sind und das Collegiengeld richtig erlegt haben, sondern wie viele bei den Vorträgen erscheinen und das in denselben Dargebotene zu ihrem geistigen Eigenthume machen? Die Jugend hat ein Recht auf Leitung und Belehrung, nicht für sich allein hat das reifere Alter die Erfahrung erlangt, kraft der es die Verknüpfung von Ursache und Wirkung richtiger beurtheilt. Der Mensch hat nichts, was er nicht von dem Vater Aller empfangen hätte und soll was er empfing zum Heile Aller verwerthen, darauf beruht der Bruderbund, der die Welt umfahen soll. Doch seinen Schülern gegenüber verpflichtet den Lehrer hiezu überdieß das ihm übertragene Amt. Wenn man der akademischen Jugend stets nur von der Freiheit spricht und nicht einmal den Besuch der Vorlesung aufrecht zu halten wagt, so mag dieß manchem leichtsinnigen Jünglinge sehr wohl gefallen, aber nur zu leicht kann es geschehen, daß er das Lebehoch, welches er seinen Schmeichlern darbringt, durch die bitteren Folgen vergeudeter Jugendjahre bezahlen muß.

Es gibt bei uns Vieles zu bessern, aber deshalb verzage Niemand. Der heilige Johannes, vor welchem die Geheimnisse Gottes und der Welt auf Pathmos sich enthüllten, verkündet nicht nur von den Gottlosen und Unzüchtigen, er verkündet auch von den Feigen, daß sie keinen Theil am Himmelreiche haben werden. Jedermann habe den Muth, das, was er im innersten Herzen als recht und gut erkennt, laut auszusprechen. Ist dies zu viel verlangt? Haben wir dabei etwa Gefängniß, Folter und Henkerbeil zu besorgen? O nein, höchstens den Spott von Leichtsinnigen und Thoren und diese werden weichen so wie wir vorwärts gehen. Jene blinde Wuth, welche in Frankreich gleich einem Vulcane tobte, durch dessen Mündung die unterirdischen Gewalten herausdringen um die Erde zu verwüsten, ist nur bei Einzelnen noch zu finden. Worte aus jener Zeit haben die Parteien, auf deren Zustimmung wir nicht rechnen dürfen, sich nach Bedürfniß zu recht gerichtet, doch ihr eigentlicher Grundsatz ist denn doch Fürchte dich oder ich fürchte mich, und anbetend sinken sie vor dem Erfolge in den Staub. Macht den Anfang, Christen und Mitbürger! Fürchtet Euch nicht, es werden von allen Seiten her Euch viele Andere nachfolgen. Wer will nicht, daß regsamer, ausdauernder Fleiß, Nüchternheit und Ehrbarkeit, häuslicher

Sinn und Redlichkeit den Wohlstand erhalte und mehre und sogar in die kahle Hütte Zufriedenheit einführe? daß die Jugend des Lebens Morgenstunde nicht vergeude, sondern die Freude der Aeltern und die Hoffnung des Vaterlandes sei? daß mit zarter Gewissenhaftigkeit der richtige, von Theorieen ungetrübte Blick sich paare und die Verwaltung wohlfeiler und doch wirksamer mache? Ich sage mehr. Wer will denn nicht, daß das Kaiserthum Oesterreich aufrecht bleibe? So gut als Alle wollen es. Wenige, vereinzelt dastehende Verräther zählen nicht, und sogar die Zahl der Schwärmer, welche Oesterreich erhalten, doch die Bedingungen seines Daseins aufheben wollen, ist bei Weitem nicht so groß als es den Anschein hat. Im innersten Herzen wissen die Meisten das Mögliche von dem Unmöglichen zu unterscheiden und haben nichts dagegen, daß das Nothwendige verwirklicht werde, aber sie scheuen sich dieß auszusprechen, und Verhältnisse, unter welche sie ohne ihre Schuld gestellt sind, dienen ihnen zur Entschuldigung. Wird die Wahrheit mit der Ruhe, mit der Kraft und Standhaftigkeit einer festbegründeten Ueberzeugung ausgesprochen, so ist nicht zu besorgen, daß sie eine Stimme in der Wüste bleibe, weithin und in allen Kreisen wird sie Wiederhall finden. Nichts Wünschenswerthes soll deshalb vergessen oder versäumt, aber es soll die rechte Ordnung beobachtet werden. In einem Hause, wider das die Wasserfluth anstürmt, müssen die Bewohner ohne viel Fragen und Sinnen sich zusammenthun um vorerst die drohende Strömung zu brechen und dann die Mauern, die sie erschüttert hat, auszubessern, die Grundfeste zu verstärken. Dann möge man mit bequemerer Einrichtung der Zimmee und Kammern sich allen Ernstes beschäftigen. Vertrauen wir auf Gott, geben wir der Wahrheit das Zeugniß und machen wir in Allem, was es zu bessern gilt, bei uns selbst den Anfang. Dadurch werden wir zugleich gegen Gott und gegen Thron und Vaterland eine heilige Pflicht erfüllen und der anbrechende Sonnenblick besserer Tage wird uns das Unterpfand der Vergeltung sein, welche dem redlichen Willen bei dem Allschauenden hinterlegt ist. Amen.

Erlassen zu Wien, am Feste des heiligsten Namens Maria,
dem 9. September 1866.

Joseph Othmar.

Druck von C. Biel in Wien, Dominikanergebäude

A Monsignor Rmo Canonico Alessandro De Schia-
degno di ben migliore
l'amico autore

GIUSTINA MARIA CONTI-SAVIANE